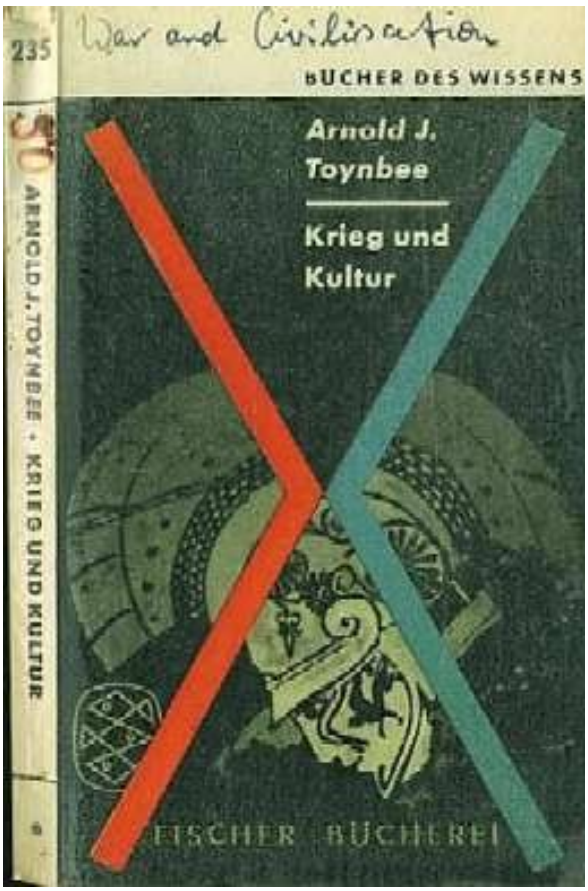
Arnold Toynbee

Krieg und Kultur

Der Militarismus im Leben der Völker



Friedens-Sachbuch 1950
eng:
War and Civilisation. A Study of History.

detopia.de/T/Toynbee-Arnold

detopia.de/T/Toynbee-Arnold/1950-Krieg

Verlag: Kaum ein Denker ist wohl berufener, über das uralte Problem des Krieges zu schreiben, als Arnold J. Toynbee, dessen Ansichten und Urteile auf seiner umfassenden Kenntnis aller bekannten Kulturen der Erde fußen. In <Krieg und Kultur> sind aus der sechsbändigen <Study of History> diejenigen Stellen ausgewählt, in denen Toynbee Ursprung und Wirkung des Krieges untersucht — dieser Geißel der Menschheit seit den frühesten Zeiten.

7

Der Inhalt dieses Bandes ist von Albert Fowler in Verbindung mit dem Verfasser aus den ersten sechs verhältnismäßig starken Bänden eines Werkes ausgewählt worden, das sich nach Veröffentlichung des noch ausstehenden Teiles voraussichtlich auf neun Bände von diesem stärkeren Umfang belaufen wird.

Die Abschnitte sind so gewählt, daß sie das beleuchten, was der Verfasser der <Study of History> über den Krieg zu sagen hat. Dieses gemeinsame Thema gibt ihnen eine innere Einheit.

Aber der Leser des vorliegenden Buches wird gebeten, bei der Lektüre immer daran zu denken, daß diese Stellen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissen sind, und daß der Krieg nicht das Hauptthema des Werkes ist, dem sie entnommen sind.

Allerdings ist es leider unmöglich, sich mit der Geschichte der Menschheit seit dem Entstehen der ersten Kulturen und der sie tragenden Gesellschaften eingehender zu beschäftigen, ohne dabei festzustellen, daß die Einrichtung des Krieges ein wesentlicher Bestandteil dieses tragischen Gegenstandes ist.

Der Verfasser hat, soweit das möglich ist, alle bekannten Kulturen, von denen feststeht, daß sie einen Niedergang erlebt haben, auf diesen hin untersucht und ist dabei zu dem Schluß - der nicht neu ist! - gekommen, **daß der Krieg immer die unmittelbare Ursache des Niederganges einer Kultur war.**

Freilich gibt es neben dem Krieg noch andere unheilvolle Einrichtungen, mit denen die Menschheit sich während ihres Kulturzeitalters selbst gequält hat.

Eins dieser selbstgeschaffenen Übel, an das wir da sofort denken werden, ist die **Sklaverei**.
Gewiß haben auch Sklaverei, Kastenwesen, Klassenkampf, wirtschaftliche Ungerechtigkeit und viele andere Erscheinungen des Gesellschaftslebens als Folge der Erbsünde ihre Rolle als Werkzeuge menschlicher Selbstquälerei gespielt. Der Krieg jedoch überragt sie alle an Bedeutung als Instrument der Selbstvernichtung des Menschen in sozialer und geistiger Hinsicht. Das gilt jedenfalls für die Periode seiner Geschichte, die er jetzt zu überblicken imstande ist.

Eine vergleichende Übersicht über die Niedergangsstadien der Kulturen zeigt uns, daß der Krieg der Schlüssel zum Verständnis aller Verfallserscheinungen ist.

Allerdings ist in gewissem Sinne der Krieg ein Erzeugnis der Kultur. Denn er erfordert ein Minimum an Technik, Organisation und Besitz über das zum bloßen Dasein Notwendige hinaus. Und diese Voraussetzungen waren beim primitiven Menschen noch nicht gegeben.

Auf der andern Seite kennen wir aber keine Kultur (möglicherweise mit Ausnahme der der Maya, von der unsere Kenntnis bis heute nur bruchstückhaft ist), in der der Krieg

nicht bereits im frühesten Stadium ihrer Geschichte, soweit wir dies zurückverfolgen können, eine feste und vorherrschende Einrichtung war.

Wie andere Übel hat der Krieg eine heimtückische Art, nicht untragbar zu erscheinen, bis er die ihm Ergebenen so fest in der Gewalt hat, daß sie nicht mehr imstande sind, sich von ihm freizumachen, wenn sie erkannt haben, daß er zur Vernichtung führt.

In den frühen Stadien einer Kultur, solange sie sich noch im Wachstum befindet, scheint es so, als ob die Leiden und Zerstörungen des Krieges mehr als aufgewogen würden durch den Gewinn von Besitz und Macht und die Pflege der »soldatischen Tugenden«. Und in diesem Stadium ihrer Geschichte waren die Staaten oft in der Lage, sich in Kriege miteinander einzulassen, ohne daß dies nachteilige Folgen, selbst für die besiegte Partei, gehabt hätte.

Der Krieg fängt erst an, sich von seiner bösartigen Seite zu zeigen, wenn die kriegführende Gesellschaft ihre Wirtschaftskraft so weit gesteigert hat, daß sie die Natur in ihren Dienst stellen kann und die politische Fähigkeit entwickelt hat, die menschliche Arbeitskraft zu organisieren. Aber sobald dies Stadium erreicht ist, erweist sich der Gott des Krieges, dem die wachsende Gesellschaft sich längst völlig hingegeben hat, **als ein Moloch, der einen immer größeren Teil der sich mehrenden Früchte ihres Fleißes und ihrer Intelligenz verschlingt und einen immer höheren Tribut an Leben und Glück fordert.**

Und wenn die wachsende Leistungsfähigkeit der Gesellschaft einen Punkt erreicht hat, an dem sie imstande ist, eine tödlich wirkende Menge ihrer Kräfte und Hilfsmittel für den Krieg freizumachen, dann enthüllt sich dieser als ein Krebsgeschwür, das seinem Opfer zum Verhängnis werden muß, wenn es nicht herausgeschnitten und weggeworfen werden kann. Denn sein bösartiges Gewebe hat es jetzt gelernt, schneller zu wachsen als das gesunde Gewebe, das ihm als Nährboden dient.

8/9

Wenn in der Vergangenheit dieser Gefahrenpunkt im Verhältnis zwischen Krieg und Kultur erreicht und erkannt war, wurden hin und wieder ernsthafte Versuche gemacht, den Krieg zu bannen und die Gesellschaft zu retten. Diese Bemühungen konnten zwei verschiedene Richtungen einschlagen. Allerdings kann das Heil nirgends anders gesucht werden als im sittlich bewußten Handeln des Einzelmenschen. Dieser hat aber die Wahl, sein Ziel entweder als Privatperson durch direktes Handeln oder als

Staatsbürger durch indirektes Handeln zu verfolgen. Eine leidenschaftliche und aufopferungsfähige Natur wird dazu neigen, für sich selbst Kriegsdienst jeglicher Art grundsätzlich zu verweigern, einerlei zu welchem Zweck und unter welchen Umständen der Staat den Krieg führt.

Im Vergleich dazu ist die andere der beiden möglichen Haltungen umständlich und wenig heldenhaft; sie besteht darin, zu versuchen, die Regierungen in friedlicher Weise dazu zu überreden und daran zu gewöhnen, daß sie sich zu gemeinsamem Widerstand gegen mögliche Angriffe und zwecks Vermeidung bzw. Abstellung alles dessen, was Anlaß zu einem Kriege geben könnte, zusammenschließen. Nach Ansicht des Verfassers zeigt jedoch die bis heute gemachte Erfahrung unmißverständlich, daß die letztere dieser beiden — allerdings nicht leichten — Verhaltensweisen den größeren Erfolg verspricht.

Die **Pazifisten** haben mit der folgenden Hauptschwierigkeit zu rechnen: Sollte ihre Tätigkeit in einem oder mehreren Staaten zum Erfolge führen, dann würden diese denjenigen gegenüber, in denen sich der Pazifismus nicht oder noch nicht durchgesetzt hat, benachteiligt, ja diesen gänzlich ausgeliefert sein. Und das hieße, daß im ersten Kapitel der Geschichte die gewissenlosesten Regierungen und die rückständigsten Militärstaaten sich zu Herren der Welt machen könnten.

Mit dieser Möglichkeit zu rechnen und sich ihren unmittelbaren Folgen auszusetzen, erfordert eine aktive Vorsorge und **ein passives Heldentum**, derer wohl Heilige, aber niemals die große Masse gewöhnlicher Sterblicher fähig waren. Die Völker haben sich allerdings häufig in ihrer Gesamtheit den Leiden einer Bedrückung durch Eroberer unterzogen, die im Vergleich zu ihren Opfern rohe Barbaren waren. 1940 war die Welt fast so weit, daß sie sich auf diese Weise einem von den Nazis geführten und von Hitlers satanischem Geist beherrschten Deutschland unterwarf.

9/10

Aber wir brauchen uns nur der Stimmung zu erinnern, die in Frankreich und Großbritannien während der Jahre der »Beruhigung« und später in Frankreich in der Ära Vichy vorherrschte. Da weigerte sich wohl die Masse, dem Angriff einer Kriegsmacht zur Selbstverteidigung mit Waffengewalt entgegenzutreten. Doch spielte dabei der Abscheu des Heiligen vor der Sünde des Krieges eine recht geringe Rolle. Vielmehr war die Hauptursache für diese Haltung die natürliche Abneigung des gewöhnlichen Sterblichen dagegen, den furchtbaren Preis an Blut und Tränen zu

zahlen, den der Krieg nun einmal fordert.

Die Bereitschaft, diesen Preis zu zahlen, ist die Wurzel der sogenannten »soldatischen Tugenden«. Ohne diese kann kein Krieg geführt werden. Und wenn sie nicht wären, hätte die öffentliche Meinung und das Empfinden einer Mehrheit in den Gesellschaften der Kulturen die üble Einrichtung des Krieges nicht gutheißen können, wie das bis heute geschehen ist.

Dieser überlieferte Ausdruck »soldatische Tugenden« ist allerdings irreführend. Denn alle im Kriege in Erscheinung tretenden Tugenden haben auch in anderen Formen menschlicher Begegnung und menschlichen Verkehrs einen unbegrenzten Wirkungsbereich.

Auf der andern Seite haben sich dagegen diese Tugenden bei den Soldaten leider oft als vereinbar mit gleichzeitiger Grausamkeit, Raubgier und einer Unzahl weiterer Laster erwiesen. In einem Tugendwettstreit zwischen dem Krieger, der Gewalt anwendet, und dem Heiligen, der sie vermeidet, würde der Heilige heute einen moralischen Sieg davontragen, der morgen in der Praxis seine Früchte bringen würde.

Leider sind die vorherrschenden Charaktere im Kampf zwischen Pazifismus und Krieg nicht ein Heiliger und ein Krieger in der gleichen Rüstung der Rechtschaffenheit. Das sind vielmehr ein Krieger — tugend- oder lasterhaft —, der den Mut hat, sein Leben aufs Spiel zu setzen, **und der gewöhnliche Sterbliche, der vor Mühsal und Gefahr zurückschreckt.**

Und wie wir 1939 und 1940 selbst festgestellt haben, täte der unheldische Charakter, der aus der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur und nicht aus Abscheu vor einer Sünde vor dem Krieg zurückschreckt, besser daran, zu versuchen, sich wenigstens auf das Niveau des Kriegers zu erheben, da er weiß, daß die Höhe des Heiligen unerreichbar für ihn ist.

Indem sie sich in den Weltkriegen von 1914-1918 und 1939-1945 auf das Niveau des Kriegers erhoben, haben friedfertige Völker die Tugenden, auf die es im Kriege besonders ankommt, mit so guter Wirkung geübt, daß sie zweimal den lange vorbereiteten Versuch eines militaristischen Reiches, die Welt zu erobern, vereitelten.

Und dadurch, daß sie diese beiden Siege für einen fürchterlichen Preis an Blut und

Tränen gewannen, erkauften sie zweimal für unsere Gesellschaft eine Gelegenheit, den Krieg auf eine bessere Weise aus der Welt zu schaffen als durch Unterwerfung unter den von einem Eroberer aufgezwungenen Weltfrieden.

Die erste dieser beiden Gelegenheiten haben wir verschmäht, und die Strafe für diesen offenkundigen Mangel an Mut und Verstand war der zweite Weltkrieg.

Die zweite Gelegenheit haben wir jetzt. Werden wir sie wahrnehmen?

Was die gegenwärtige Lage offensichtlich erfordert, ist **eine freiwillige Vereinigung der friedliebenden Völker** der Welt in genügender Stärke und mit ausreichendem Zusammenhalt, so daß sie unangreifbar wäre für jeden, der sich von diesem kollektiven Sicherheitspakt ausschließt oder ihn bricht.

Und diese den Frieden erhaltende **Weltmacht** müßte nicht nur stark genug sein, um alle Angriffe auf sie zur Aussichtslosigkeit zu verurteilen. Sie müßte auch **gerecht** und **weise** genug im Gebrauch ihrer Macht sein, um es zu vermeiden, Veranlassung zu ernster Herausforderung ihrer Autorität zu geben.

Diese Aufgabe mag ungeheuer sein; aber sie geht nicht über unsere Kräfte. Es ist der Menschheit bereits in der Vergangenheit gelungen, souveräne, unabhängige Staaten zu freiwilliger Vereinigung zu veranlassen. Das ist eine Bürgschaft dafür, daß wir die Erfahrung und die technischen Voraussetzungen besitzen, um das große politische Aufbauwerk, das heute von uns verlangt wird, durchführen zu können.

Wir sind dazu fähig, wenn wir nur wollen. Unser Schicksal liegt in unserer Hand.

11

Arnold J. Toynbee
Vorwort, London, im Juni 1950

Index

Arnold Joseph Toynbee # Sachbuch 1950 # Krieg und Kultur # Der Militarismus im Leben der Völker # War and Civilisation # From <A Study of History> # Selected by Albert V. Fowler # 1950 by Oxford University Press, London # 1951 by Kohlhammer Verlag, Stuttgart # 1958 by Fischer Bücherei, Ungekürzte Ausgabe # 1950 # Autor: 1889-1975 # 164 Seiten # Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Heinrich Mattutat # Umschlag: Wolf Zimmermann # Herstellung: Hanseatische Druckanstalt Hamburg

Siehe auch

- wikipedia_Arnold_J._Toynbee *1889 in London bis 1975 in England
- DNB Krieg und Kultur
- wikipedia_Gang der Weltgeschichte A Study of History

Inhalt

Vorwort 1950 (7)

1. Die heutige vom Krieg heimgesuchte Welt (12)
2. Der Militarismus und die soldatischen Tugenden (20)
3. Der Soldatenstaat Sparta (33)
4. Assyrien, der starke Mann in Waffen (60)
5. Die Verantwortlichkeit Ninives, Karls des Großen und Timur Lengs (81)
6. Der Siegesrausch (105)
7. Goliath und David (113)
8. Der Preis des Fortschritts in der Kriegstechnik (131)
9. Das Versagen des Retters mit dem Schwert (142)

Kapitel 1

Die heutige – vom Krieg heimgesuchte – Welt

12

Anders als unsere Vorfahren haben wir heutigen Menschen im Grunde unseres Herzens das Gefühl, daß ein Weltfrieden nunmehr unumgänglich notwendig ist.

Wir leben täglich in Angst vor einer Katastrophe und fürchten, daß diese bestimmt über uns hereinbrechen wird, wenn es uns nicht gelingt, das Problem eines solchen Friedens zu lösen. Es wäre keine Übertreibung, zu sagen, daß diese Furcht, die wie ein Schatten dunkel über unserer Zukunft liegt, beginnt, uns selbst bei den gewöhnlichsten Verrichtungen des täglichen Lebens geistig zu lähmen.

Ja, sofern wir den Mut aufbringen, dieser Furcht nüchtern ins Auge zu sehen, werden wir nicht dadurch belohnt, daß wir sie als bloße Panikstimmung mit Verachtung von uns weisen können. Das Schlimmste an dieser Furcht ist die unleugbare Tatsache, daß sie ihre Wurzeln nicht in unserem Gefühl, sondern in unserem Verstande hat.

Wir haben eine so schreckliche Angst vor der unmittelbaren Zukunft, weil wir in der jüngsten Vergangenheit eine furchtbare Erfahrung gemacht haben. Und die Lehre, die uns diese Erfahrung als festen Besitz hinterlassen hat, ist in der Tat erschreckend. Unsere Generation hat durch Leiden zwei höchst bedeutsame Tatsachen erkannt; erstens, daß in unserer abendländischen Gesellschaft die Einrichtung des Krieges noch in voller Kraft ist; und zweitens, daß es unter den gegebenen technischen und sozialen Voraussetzungen in der abendländischen Welt keinen Krieg mehr geben kann, der nicht zu gegenseitiger Vernichtung führt.

Diese beiden Wahrheiten haben wir durch unsere Erfahrungen in den Weltkriegen von 1914-18 und 1939-45 eingesehen. Aber das Unheilvollste an diesen Kriegen ist die Tatsache, daß sie weder für sich alleinstehen, noch etwas

Erstmaliges sind. Sie waren vielmehr zwei Kriege in einer ganzen Reihe.

Und wenn wir diese ganze Reihe in einer zusammenfassenden Übersicht betrachten, dann entdecken wir, daß es sich nicht nur um eine gewöhnliche, sondern um eine fortschreitende Reihe handelt. In der Geschichte unserer abendländischen Neuzeit ist Krieg auf Krieg mit immer größerer Heftigkeit gefolgt.

Und heute ist es schon erkennbar, daß der Krieg von 1939-45 noch nicht der Höhepunkt dieser ansteigenden Entwicklung war. Wenn sich die Reihe fortsetzt, wird auch diese Entwicklung unzweifelhaft immer weiter vorangetrieben werden. Und eines Tages werden die Schrecken des Krieges dermaßen ins Ungeheure gewachsen sein, daß ihnen die Selbstvernichtung der kriegführenden Gesellschaft ein Ende setzen wird.

Wir wollen uns jetzt daran erinnern, daß diese fortschreitende Reihe abendländischer Kriege, von denen der Krieg von 1939-1945 der jüngstvergangene, aber vielleicht nicht der letzte war, eins von zwei Kapiteln einer Geschichte ist, die wir schon in anderem Zusammenhang betrachtet haben. Wir haben festgestellt, daß die Geschichte unserer abendländischen Kriege in der sogenannten Neuzeit in zwei Folgen aufgegliedert werden kann. Diese sind einmal rein zeitlich durch eine Ruhepause voneinander getrennt und zum andern durch einen Unterschied des Zieles — oder wenigstens des Vorwandes — ihrem Wesen nach verschieden.

Die erste Folge machen die Religionskriege aus, die im 16. Jahrhundert begannen und im 17. aufhörten, die zweite die Volkskriege, die im 18. Jahrhundert begannen und noch die Geißel unseres 20. sind.

Diese grausamen Religions- und Volkskriege sind voneinander getrennt durch ein Zwischenspiel gemäßigter Kriege, die zum »Zeitvertreib der Könige« geführt wurden. Dieses Zwischenspiel begann offenbar auf dem Festland nicht vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1648 und in Großbritannien nicht vor der Wiederherstellung der Monarchie in England im Jahre 1660; und es ist ebenso handgreiflich, daß die Ruhepause nicht über den Ausbruch des Französischen Revolutionskrieges hinausreicht, wobei wir die Frage offen lassen,

ob sie den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg von 1775-1783 überdauerte.

Wenn wir die Sache genauer untersuchen, können wir das »Goldene Zeitalter« der Mäßigung auch auf die Zeitspanne von 1732 bis 1755 beschränken. In diesem Fall wäre die Vertreibung der protestantischen Minderheit aus dem geistlichen Fürstentum Salzburg in den Jahren 1731—1732 als der letzte wirkliche Akt religiöser Verfolgung in Westeuropa anzusehen; und die Vertreibung der französischen Bevölkerung aus Arkadien im Jahre 1755 hätte als der erste wirkliche Akt der Verfolgung um des Volkstums willen zu gelten, der in Nordamerika vorkam.

13 / 14

Auf jeden Fall ist die Pause deutlich erkennbar. Und welche Daten wir auch als Anhaltspunkte für eine zeitliche Abgrenzung wählen mögen, das Spiel wird immer in dieselben drei Akte in derselben Reihenfolge zerfallen, und diese Reihenfolge der Akte wird dieselbe Handlung darstellen. Diese zugrunde liegende Handlung, und nicht eine oberflächliche Zeiteinteilung, ist das, worauf es bei unserer gegenwärtigen Untersuchung ankommt.

Und können wir nicht in der Handlung dieses Dreiakters mit seinen beiden Gängen grausamer und seinem Zwischenspiel maßvoller Kriege das Muster einer auf einen Niedergang folgenden »Zeit der Wirren« mit ihren beiden Anfällen und einer dazwischenliegenden Atempause erkennen? Wenn wir die neuere Geschichte unserer abendländischen Welt unter diesem Gesichtspunkt genau untersuchen, werden wir finden, daß sich alles ganz genau so verhält.

Wenn man annimmt, daß der Ausbruch der Religionskriege im 16. Jahrhundert ein Zeichen sozialen Niedergangs war, dann ist die erste Erholung einer sich seitdem auflösenden abendländischen Gesellschaft in der Bewegung zugunsten religiöser Duldung zu sehen, die im Laufe des 17. Jahrhunderts die Oberhand gewann und den Religionskriegen ein Ende machte. Dieser Sieg des Grundsatzes der Toleranz auf religiösem Gebiet hatte für mehrere Generationen jenes Zwischenspiel der Mäßigung zur Folge, das der leidenden abendländischen Welt eine willkommene Atempause zwischen dem ersten und dem zweiten Anfall ihrer lebensgefährlichen Erkrankung verschaffte.

Und wir werden eine weitere Übereinstimmung finden, wenn wir die Tatsache feststellen, daß die Erleichterung nur vorübergehend und nicht von Dauer war, und wenn wir weitergehen und nach der Ursache forschen. Denn wie eine genaue Untersuchung zeigt, läßt der Verlauf eines Auflösungsprozesses erwarten, daß der Erholung ein Rückfall folgt; und er läßt uns ebenfalls erwarten, daß das stets wiederholte Versagen in jedem Fall durch ein besonderes Moment der Schwäche erklärt werden kann, das die verfrühte Erholung wieder verdirbt.

Sind nun diese Erwartungen im Falle unseres Abendlandes erfüllt? Wir müssen auch in diesem Falle sagen, daß der Grund für die mangelnde Dauerhaftigkeit der Erholung ebenso deutlich, wie der bloße Tatbestand offensichtlich ist.

14 / 15

Der Grundsatz der Toleranz in unserer abendländischen Neuzeit hat deshalb keine endgültige Rettung bringen können, weil er – wie wir gestehen müssen – ungesund war. Der Geist, der zur Toleranz geführt hat, war ein Geist der Enttäuschung, der Furcht und des Hohnes, und nicht des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.

Die Bewegung war in ihrem Wesen negativ, und nicht positiv. Und der Boden, auf den die Saat fiel, war unfruchtbar.

»Etliches fiel in das Steinige, wo es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre.«

Als die sengende Glut des religiösen Fanatismus sich selbst verzehrt hatte, hüllte der Grundsatz der Toleranz das vertrocknete Christentum unseres neuzeitlichen Abendlandes plötzlich und unerwartet in frisches Grün. Aber auch dieses Grün ist — nicht weniger plötzlich und unerwartet — verdorrt, seitdem die heißere Glut des nationalen Fanatismus die Welt erfüllt. Im 20. Jahrhundert sehen wir, wie unsere aus dem 17. Jahrhundert stammende Duldsamkeit bedingungslos vor dem Dämon der Gewalt kapituliert, dessen Angriff sie nicht hat widerstehen können. Und die Ursache dieser unheilvollen Schwäche liegt auf der Hand.

Eine Toleranz, die nicht im Glauben wurzelt, kann deshalb keine Macht über den abendländischen Menschen ausüben, weil der menschlichen Natur ein geistiges Vakuum unerträglich ist. Wenn das Haus, aus dem ein unreiner Geist ausgefahren ist, leer und unbewohnt gelassen wird, wird der für eine Weile ausgewiesene Besitzer früher oder später mit einem Gefolge noch böserer Geister wieder seinen Einzug halten, und es wird nachher schlimmer sein, als es vorher war.

Die Volkskriege sind deshalb noch verwerflicher als die Religionskriege, weil ihr Ziel — oder ihr Vorwand — weniger erhaben und weniger vergeistigt ist. Wenn man hungrigen Menschen, die um ein Stück Brot gebeten haben, einen Stein gibt, kann man sie nicht davon zurückhalten, ihren Hunger mit dem ersten besten Stück Aas zu stillen, das ihnen in den Weg kommt. Sie werden sich nicht abschrecken lassen, wenn sie der, der ihnen den Stein gegeben hat, warnt und ihnen sagt, daß das vom Himmel gesandte Aas vergiftet ist.

15

Und selbst wenn der angedrohte Todeskampf schon in den Eingeweiden der Elenden wütet, werden sie fortfahren, das vergiftete Fleisch mit unvermindertem Appetit zu verzehren, bis der Tod ihrer Gier ein Ende setzt. So wurde einst in Sizilien ein geschlagenes athenisches Heer, als es in einem völlig ausgetrockneten Landstrich Ruhe suchte und keine fand, wahnsinnig vor Durst. Da tranken die gequälten Krieger unbesonnen aus dem Asinarus und ließen sich nicht dadurch beirren, daß die Feinde sie vom Ufer aus niederschossen, und das Wasser des Flusses sich schon rot färbte vom Blut der bereits hingeschlachteten Kameraden der noch im Sterben Trinkenden.

Es gibt jedoch noch einen anderen Punkt, in dem die Geschichte unserer abendländischen Neuzeit mit dem Muster der »Zeit der Wirren« einer sich auflösenden Gesellschaft übereinstimmt; und dies ist vielleicht der beunruhigendste von allen Übereinstimmungspunkten. Unsere Untersuchung hat uns gezeigt, daß der Anfall, der der eingeschobenen Atempause folgt, in der Regel heftiger ist als der, der ihr vorausgeht. Und diese Regel wird im Falle unseres Abendlandes sicherlich bestätigt, wenn wir die Volkskriege als den zweiten und die Religionskriege als den ersten Anfall unserer Krankheit ansehen.

Unsere Vorfahren, die die frühere Folge der grausamen abendländischen Kriege

führten, haben uns an Vernichtungswillen wahrscheinlich nicht nachgestanden. Aber zum Glück für sie und ihre Nachkommen fehlten ihnen die Mittel, über die wir jetzt zu unserem und unserer Kinder Schaden verfügen. Ohne Zweifel waren die Religionskriege viel schlimmer als die der vorausgehenden Zeiten, in denen unsere abendländische Christenheit fraglos noch im Wachsen begriffen war; und zwar in Hinsicht sowohl auf die Erbitterung, mit der sie geführt wurden, als auch auf die zur Verfügung stehenden Mittel und die technische Fähigkeit, diese zur Anwendung zu bringen. Den Religionskriegen waren die Erfindung des Schießpulvers und die großen Entdeckungsreisen voraufgegangen, die, zumindest äußerlich, die Reichweite der abendländischen Gesellschaft von einem kleinen Winkel des eurasischen Kontinents bis in das Hinterland aller befahrbaren Meere ausgedehnt hatten.

16

Und als die mittelamerikanische und die Andenwelt von den spanischen Konquistadoren entdeckt, erobert und ausgebeutet waren, wurden die Gold- und Silberbarren, die in den Schatzkammern von Tenochtitlan und Cuzco aufgehäuft worden waren, schließlich dazu verwandt, Söldner für die Schlachtfelder der europäischen Religionskriege zu bezahlen. Gerade so hatten einst nach der entsprechenden Ausweitung der hellenischen Welt durch die Heldentaten Alexanders die von den Achämeniden in Ekbatana und Susa aufgestapelten Schätze ihren Weg in die Hände der Söldner gefunden, die die Kriege der Diadochen und Nachfolger Alexanders auf den Schlachtfeldern Griechenlands ausfochten.

Ferner waren die Berufssoldatenheere, die in der abendländischen Welt des 16. und 17. Jahrhunderts von dem plötzlich gewaltig vermehrten Vorrat der Fürsten an Edelmetall unterhalten wurden, nicht nur zahlenmäßig stärker als die alten Ritterheere Westeuropas nördlich der Alpen. Sie waren auch fürchterlicher bewaffnet und, was noch schlimmer ist, heftiger erregt gegen einen Feind, der jetzt in der Regel nicht mehr nur als Gegner im Kampf, sondern als Ungläubiger angesehen wurde. Wenn Ludwig der Heilige oder Kaiser Friedrich II. hätten ins Leben zurückgerufen werden können, um Augenzeugen der abendländischen Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts zu werden, wären sie zweifellos entsetzt gewesen über die Grausamkeit, mit der die Religionskriege infolge der vereinigten Wirkung dieser verschiedenen Ursachen geführt wurden.

Aber wir können als ebenso sicher annehmen, daß der Herzog von Alba und Gustav Adolf nicht weniger entsetzt gewesen wären, wenn sie ihrerseits ins Leben hätten zurückkehren können, um die späteren Volkskriege in Augenschein zu nehmen. Diese neuere Folge der grausamen abendländischen Kriege, die im 18. Jahrhundert begann und im 20. noch nicht beendet ist, ist durch zwei gewaltige Triebkräfte zu ihrem noch nicht dagewesenen Grad der Heftigkeit gebracht worden: Demokratie und Industrialisierung.

Diese beiden Mächte haben in der jüngsten Zeit begonnen, die Kriege unserer abendländischen Welt zu erfassen; in einer Zeit, in der diese Welt die erstaunliche Leistung vollbracht hat, die ganze Erdoberfläche und die gesamte lebende Generation der Menschheit in sich aufzunehmen. Unser jetziger Zustand ist schlimmer als der vorige, weil wir in diesem gewaltig vergrößerten Hause von Teufeln besessen sind, die schrecklicher sind als alle, die je — selbst im 16. und 17. Jahrhundert — unsere Vorfahren gequält haben.

17

Sollen diese Teufel in unserm leeren und ausgefegten Hause wohnen, bis sie uns zum Selbstmord getrieben haben? Wenn die Übereinstimmung zwischen der neueren Geschichte unserer abendländischen Kultur und der Geschichte der »Zeit der Wirren« anderer Kulturen sich bis auf die Chronologie erstreckt, dann ist anzunehmen, daß die abendländische »Zeit der Wirren«, die allem Anschein nach im 16. Jahrhundert begonnen hat, im 20. zu Ende gehen wird. Diese Aussicht kann uns zittern lassen.

Denn in anderen Fällen ist der große Abschluß, der eine »Zeit der Wirren« beendet und einen Universalstaat eingeleitet hat, ein selbst beigebrachter Todesstoß gewesen, von dem sich die betroffene Gesellschaft niemals wieder hat erholen können. Müssen auch wir unseren Weltfrieden für diesen schrecklichen Preis erkaufen? Diese Frage können wir nicht selbst beantworten; denn das Schicksal einer lebenden Kultur ist für ihre Träger so verhüllt wie für die Gelehrten eine ausgestorbene Kultur, von der nur unentzifferte Schriftstücke oder stumme Artefakten übriggeblieben sind. Wir können nicht mit Sicherheit sagen, daß unser Urteil gesprochen ist; aber auch das Gegenteil ist uns nicht verbürgt. Denn dann würden wir annehmen, daß wir nicht wie andere Menschen sind; und

eine solche Annahme würde im Widerspruch stehen zu allem, was wir von der menschlichen Natur durch Betrachtung der Dinge um uns herum oder unseres eigenen Inneren wissen.

Die beklemmende Dunkelheit unseres Nichtwissens ist eine Herausforderung, der wir nicht ausweichen können; und unser Schicksal hängt von unserem Verhalten ab.

> »Ich träumte; und siehe, ich sah einen in Lumpen gekleideten Mann; er stand auf einem bestimmten Platz, hatte das Gesicht von seinem Hause weggewendet, ein Buch in der Hand und eine große Last auf dem Rücken, Ich schaute ihn an und sah, daß er sein Buch öffnete und darin las. Und da er las, weinte und zitterte er; und als er sich nicht länger halten konnte, brach er aus in den jammervollen Ruf: <Was soll ich tun?>«

Nicht ohne guten Grund war Christ in so arger Bedrängnis.

> »Ich habe die gewisse Mitteilung erhalten, [sagte er,] daß unsere Stadt mit Feuer vom Himmel verbrannt werden wird, und in diesem entsetzlichen Untergang werde ich selbst und auch du, mein Weib, und ihr, meine lieben Kinder, elendiglich zugrunde gehen, wenn nicht — aber noch sehe ich ihn nicht — ein Weg zu finden ist, auf dem wir aus unserer Lage befreit werden können.«

Wie wird sich Christ auf diese Herausforderung hin verhalten? Wird er bald nach diesem, bald nach jenem Weg schauen und doch nicht von der Stelle kommen, weil er nicht weiß, wohin er gehen soll?

Dann wird das Feuer vom Himmel auf die Stadt der Zerstörung herabsteigen, und er wird als armseliges Opfer in einer Massenvernichtung umkommen, die er in böser Ahnung vorausgesagt hat und der er doch nicht entfliehen konnte.

Oder wird er anfangen zu laufen — und immer weiter laufen und rufen: »Leben! Leben! Ewiges Leben!« — und dabei unverwandt nach einem hellen Licht schauen und auf eine ferne Pforte zueilen?

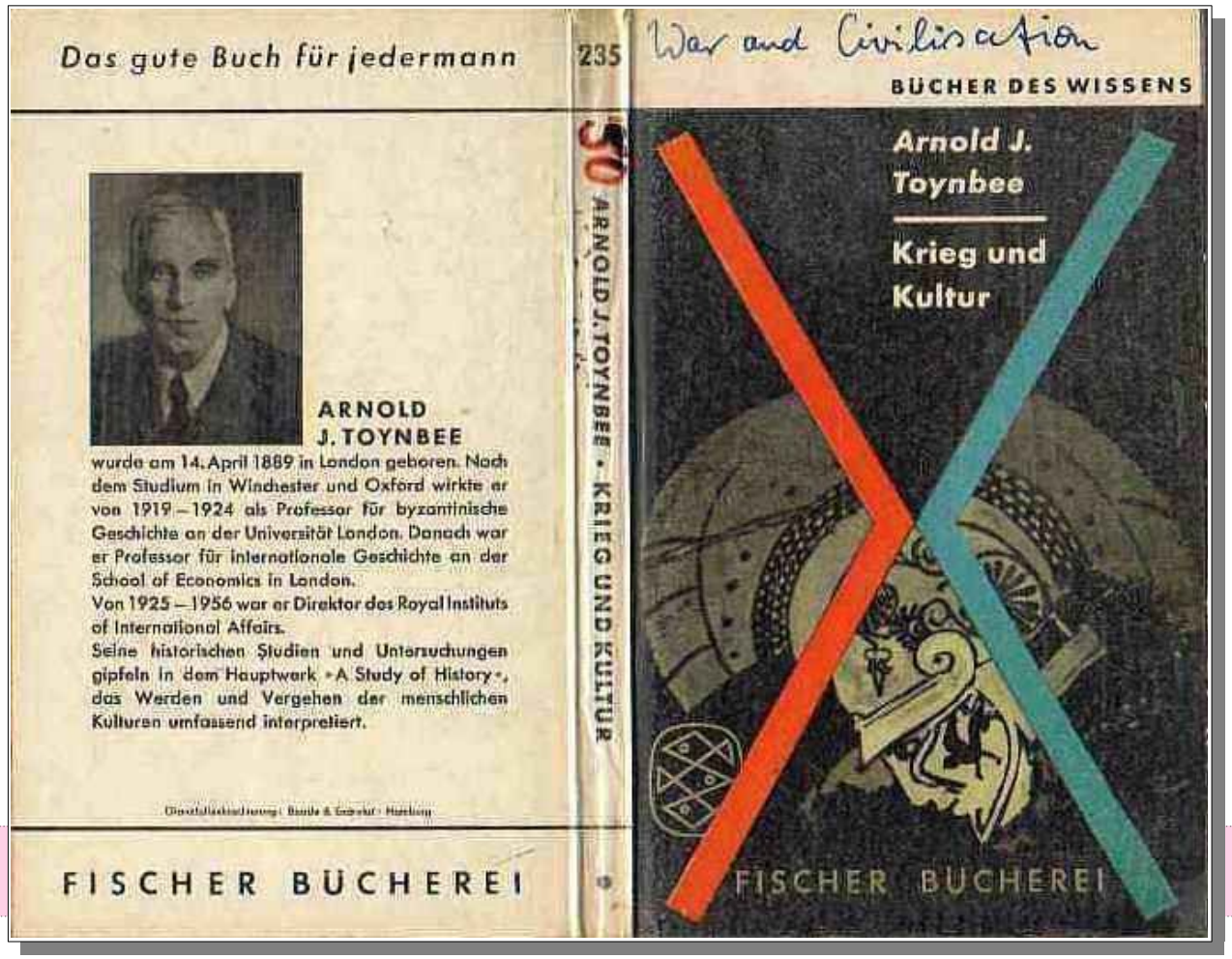
Wenn die Antwort auf diese Frage nur von Christ selbst abhinge, dann könnte unser Wissen von der Einheitlichkeit der menschlichen Natur uns geneigt machen anzunehmen, daß Christ dem Tode, und nicht dem Leben geweiht ist.

Aber in der klassischen Wendung des Mythus, so erfahren wir, bleibt der Vorkämpfer des Menschengeschlechts nicht ganz auf sich allein gestellt. Nach John Bunyan wurde Christ durch seine Begegnung mit Evangelist gerettet.

Und da wir nicht annehmen können, daß Gott in seinem Wesen weniger beständig ist als der Mensch, können und müssen wir flehen, daß Gott die Frist, die er unserer Gesellschaft einmal gewährt hat, uns auch ein zweites Mal nicht verweigert, wenn wir mit zerknirschtem Geist und gebrochenem Herzen darum bitten.

18-19

# #



9 Das Versagen des <Retters mit dem Schwert>

142

Der angebliche Retter einer in Auflösung befindlichen Gesellschaft ist notwendig ein Retter mit dem Schwert. Aber ein Schwert kann entweder gezogen sein oder in der Scheide stecken, und der Träger des Schwertes kann ebenfalls zwei entsprechende Haltungen einnehmen. Entweder kann er mit blanker Waffe um sich schlagen wie die mit den Giganten kämpfenden Götter, so wie sie der Fries von Delphi oder der von Pergamon darstellt; oder er kann stattlich dasitzen, ohne daß man die in die Scheide gesteckte Klinge sieht, wie ein Sieger, der »alle seine Feinde unterworfen« hat.

Die letztere Haltung ist das Ziel, zu dem die erstere ein Mittel ist. Und wenn ein David oder ein Herakles, der nie von seinen Mühen ausruht, bis er im Harnisch stirbt, romantischere Gestalten sein mögen als ein Salomo in all seiner Herrlichkeit oder ein Zeus in seiner ganzen Majestät, so wären doch Herakles' Mühen und Davids Kriege planlose Anstrengungen, wenn sie nicht die heitere Ruhe Zeus' oder den Reichtum Salomos zum Ziel hätten. Man schwingt das Schwert nur, wenn man hofft, daß man es zu einem so guten Zweck führen kann, daß es schließlich nichts mehr zu tun hat. Aber diese Hoffnung ist eine Illusion. Nur im Märchenland zerhauen die Schwerter gordische Knoten, welche die Finger nicht lösen können.

»Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen« ist das unabänderliche Gesetz des wirklichen Lebens. Und der Glaube des Schwertträgers an einen endlichen Sieg ist eine Illusion. David wird es gar nicht gestattet, den Tempel zu bauen; aber auch Salomos Bau wird nur errichtet, um von Nebukadnezar niedergebrannt zu werden. Herakles gelangt während seines ganzen Lebens nicht auf die Höhen des Olymp; aber auch Zeus baut seinen Thron auf den schreckenerregenden Berggipfel nur um das Schicksal zu erleiden, auch seinerseits in den Abgrund geschleudert zu werden, in den er vorher mit eigener Hand die Titanen gestürzt hat.

Warum kann eine in Auflösung befindliche Gesellschaft denn nun eigentlich nicht

durch das Schwert gerettet werden, wenn der Träger des Schwertes wirklich gewillt ist, seine Waffe so bald wie möglich wieder in die Scheide zu stecken und sie, solange es irgend geht, unbenutzt darin zu lassen?

Ist nicht diese doppelte Handlung des Ziehens und Wieder-in-die-Scheide-Steckens ein Zeichen von gutem Willen, der auch belohnt werden sollte? Der Krieger, der gewillt ist, bei der ersten Gelegenheit auf eine Waffe zu verzichten, die er überhaupt nur beiseitelegen kann, weil er sie gerade so erfolgreich gebraucht hat, muß als Sieger auch ein Staatsmann und als Staatsmann etwas wie ein Weiser sein. Er muß ein großes Maß bewahrenden gesunden Menschenverstandes und zumindest ein Körnchen der feineren Tugend der Selbstbeherrschung haben. Der Verzicht auf den Krieg als ein Mittel der Politik ist ein Entschluß, der ebenso nützlich zu sein verspricht, wie er edel und weise ist. Und wenn er aufrichtig gefaßt wird, gibt er immer Veranlassung zu großen Hoffnungen.

Warum sind diese scheinbar berechtigten Hoffnungen dazu verurteilt, enttäuscht zu werden, wie das in so bemerkenswerter Weise der Fall war bei der Pax Augusta, die Hoffnung auf Dauer, die man in sie gesetzt hatte, nicht erfüllen konnte? Ist denn »kein Raum für Reue«? Kann der Triumvir, der einst die Ächtungen durchgeführt und Nutzen aus ihnen gezogen hat, niemals wirklich zum Vater des Vaterlandes werden? Die Antwort auf diese quälende Frage gibt die horazische Ode eines englischen Dichters auf die Rückkehr eines abendländischen Cäsars aus einem siegreichen Feldzug, in dem der Sieger seine militärische Aufgabe anscheinend triumphierend vollendet hatte. Dieses Gedicht, das ein Triumphlied auf einen besonderen Sieg sein soll, klingt in seinen beiden letzten Strophen wie die Totenglocke des Militarismus:

»Doch du, des Krieges und des Glückes Hort,
Zieh unbesiegbar immer fort!
Und für die letzte Tat
Halt noch das Schwert gerad'!
Zu fürchten hat's nicht nur die Macht,
Nein, auch die Geister dunkler Nacht.
Nur was den Sieg gewann,
Den Sieger halten kann.«*

*Andrew Marwell, Eine horazische Ode auf Cromwells Rückkehr aus Irland

Dieser klassisch formulierte Wahrspruch über die Laufbahn des frühesten sogenannten Retters mit dem Schwert in der Geschichte der Neuzeit unserer abendländischen Kultur hat einen scharfen Stachel; aber noch schärfer ist der des Schlagworts des 19. Jahrhunderts: »Alles kann man mit Bajonetten tun, nur nicht darauf sitzen.« Ein Werkzeug, das einmal dazu benutzt worden ist, das Leben zu zerstören, kann nicht, wie es dem Benutzer gerade paßt, auch dazu verwandt werden, Leben zu bewahren.

Der Zweck einer Waffe ist es, zu töten. Und ein Herrscher, der sich kein Gewissen daraus gemacht hat, »durch Blutvergießen auf den Thron zu gelangen«, wird erleben — wenn er versucht, seine Macht ohne weitere Inanspruchnahme der schrecklichen Waffen, mit denen er sie gewonnen hat, zu halten —, daß er früher oder später vor die Wahl gestellt wird, sich seine Macht entweder wieder entgleiten zu lassen oder durch weiteres Blutvergießen die Frist zu verlängern.

Der Gewaltmensch kann nicht zugleich seine Gewaltsamkeit aufrichtig bereuen und doch dauernden Nutzen daraus ziehen. So leicht ist das Gesetz des Karma nicht zu umgehen. Der Retter mit dem Schwert kann sein Haus vielleicht auf Sand bauen, aber niemals auf den Felsen. Er ist auch nicht imstande, durch einen Stellvertreter für die Ewigkeit zu bauen, durch das Hilfsmittel einer Arbeitsteilung wie der zwischen dem blutbefleckten David und dem schuldlosen Salomo. Denn die Steine, mit denen Salomo baut, werden von David gehauen worden sein. Und das gegen den Vater ausgesprochene Verbot: »Du sollst meinem Namen nicht ein Haus bauen; denn du bist ein Kriegsmann und hast Blut vergossen«, gilt auch für ein Haus, das der Sohn im Namen seines Vaters baut.

Dieses schließliche Versagen aller Versuche, das Heil mit dem Schwert zu gewinnen, wird nicht nur in Dichtung, Mythus und Legende verkündet, sondern auch von der Geschichte dargelegt. Denn »das Unrecht der Väter«, die ihre Zuflucht zum Schwert genommen haben, wird »an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied« heimgesucht. In unserer eigenen Zeit sind die Nachkommen der protestantischen englischen Militärkolonisten, die Cromwell nach Irland verpflanzte, damit sie das eroberte katholische Land niederhalten sollten, mit denselben Waffen der Gewalt und des Unrechts, denen sie ihr fluchbeladenes Erbe verdankten, von den unrechtmäßig erworbenen Gütern ihrer Vorfahren wieder vertrieben worden.

Und 1937 wurde der Besitz des Gemeinwesens britischer Geschäftsleute im Vertragshafen und in der Niederlassung von Schanghai, der sich auf das Unrecht des Opiumkrieges von 1840-1842 gründete, von Japanern und Chinesen zerstört, die durch das Beispiel der Engländer, welche sich durch kriegerische Gewalttätigkeit vorübergehend Handelsvorteile zu verschaffen gewußt hatten, zum Militarismus erzogen worden waren.

Diese beiden Urteilssprüche der Geschichte sind keine Ausnahmen.

Die klassischen Retter mit dem Schwert sind die Feldherren und Fürsten gewesen, die danach gestrebt haben, oder denen es gelungen ist, die Universalstaaten zu begründen, in welche die in Auflösung befindlichen Kulturen übergehen, wenn sie ihre »Zeit der Wirren« bis zum bitteren Ende durchgemacht haben.

Allerdings kann der Übergang von der »Zeit der Wirren« zum Universalstaat auch eine große Erleichterung für die gequälten Menschen einer sich auflösenden Gesellschaft mit sich bringen. In solchen Fällen zeigen diese manchmal ihre Dankbarkeit gegenüber dem erfolgreichen Begründer des Universalstaates dadurch, daß sie ihn als Gott verehren. Wir werden aber sehen, wenn wir dazu kommen, diese Universalstaaten näher zu betrachten, daß sie bestenfalls kurzlebig sind. Und wenn sie einmal durch einen Gewaltstreich ihre normale Lebensdauer beträchtlich überschreiten, so haben sie diese unnatürliche Langlebigkeit damit zu bezahlen, daß sie in soziale Ungeheuerlichkeiten ausarten, die in ihrer Weise ebenso verderblich sind wie die »Zeiten der Wirren«, welche ihrer Begründung vorausgehen, oder die Interregnen, die ihrem Verfall im normalen Stadium folgen.

Die Verbindung der Geschichtsabläufe von Universalstaaten mit den Laufbahnen sogenannter Retter mit dem Schwert legt nicht nur im allgemeinen Zeugnis ab für die Unwirksamkeit der Gewalt als eines Mittels zum Heil. Sie versetzt uns auch in die Lage, das Tatsachenmaterial zu gewinnen und zu sichten, indem sie uns das Merkmal an die Hand gibt, nach dem wir die angeblichen Retter dieser Art herausfinden und in einer Weise anordnen können, die es uns ermöglicht, sie der Reihe nach zu betrachten.

Als erste wollen wir diejenigen der sogenannten Retter mit dem Schwert mustern, welche mit Klingen, die so unangebracht und wirkungslos waren wie die Siebe der Danaiden, in die zahlreichen Kriege einer »Zeit der Wirren« dreinschlugen.

145

In der hellenischen »Zeit der Wirren« (etwa 431-31 v. Chr.) sehen wir in der ersten Generation die ritterliche Gestalt des Lazedämoniers Brasidas, der sein Leben gab, um die griechischen Stadtstaaten der Chalzidize vom athenischen Joch zu befreien. Sein Werk wurde aber weniger als ein halbes Jahrhundert später von ändern Lazedämoniern wieder vernichtet, die die Vorbereitungen dafür treffen sollten, daß Philipp von Mazedonien ein schwereres Joch auf den Nacken aller hellenischen Staaten außer Sparta selbst legte. Unmittelbar auf Brasidas folgt die finstere Gestalt seines Landsmannes und Zeitgenossen Lysander. Diesem gelang es, die griechischen Stadtstaaten entlang der asiatischen Küste des Ägäischen Meeres zu befreien und der athenischen »Thalassokratie« den Gnadenstoß zu versetzen. Er brachte den früheren Untertanen Athens aber nur die lazedämonische Geißel anstelle der attischen Peitsche und brachte sein eigenes Land auf einen Weg, der es im Verlauf von 33 Jahren von Ägospotamoi nach Leuktra führte.

Und jede der folgenden Generationen fügt irgendeine Gestalt zu unserer Reihe. Da sehen wir den Thebaner Epaminondas die Arkadier und Messenier befreien und Sparta bestrafen, so wie Lysander Athen bestraft hat — nur um die Phoker anzureizen, auch Theben auf die gleiche Weise zu bestrafen. Ferner sehen wir, wie der Mazedonier Philipp Hellas von der phokischen Geißel befreit und von den Thebanern und Thessaliern, die am meisten unter ihr gelitten hatten, als »Freund, Wohltäter und Retter« begrüßt wird — nur um die Freiheit dieser beiden hellenischen Völker auszulöschen, die einmal so naiv waren, »alles Gute von ihm zu denken«. Und dann sehen wir auch, wie Alexander versucht, die Hellenen mit der mazedonischen Vorherrschaft auszusöhnen, indem er sie in das abenteuerliche Unternehmen führt, aus dem gesamten Achämenidenreich eine gemeinsame Kriegsbeute zu machen. Aber er verlor nur die Vorherrschaft wieder, die sein Vater für Mazedonien gewonnen hatte, und schürte die Flammen des hellenischen Bürgerkrieges, indem er die Kriegskassen seiner rivalisierenden Nachfolger mit den Schätzen füllte, welche die Achämeniden in zwei Jahrhunderten gesammelt hatten.

146

Eine parallele und gleichzeitige Reihe gescheiterter Retter mit dem Schwert finden wir in der andern Hälfte der hellenischen Welt westlich des Adriatischen Meeres. Wir brauchen nur die Liste ihrer Namen — Dionys I., Dionys II., Agathokles, Hiero und Hieronymus — durchzugehen, um zu sehen, daß das Versagen jedes einzelnen dieser

Diktatoren schon in der bloßen Tatsache zum Ausdruck kommt, daß er stets die Aufgabe, mit der sein Vorgänger nicht fertig geworden war, wieder in Angriff nehmen mußte. Die Hauptaufgabe, zur Rettung des Hellenismus im Westen eine heilige Union zu schaffen, die stark genug war, dem doppelten Druck der syrischen Nebenbuhler von Afrika und der barbarischen Eindringlinge von Italien her zu widerstehen, blieb ungelöst. So wurde Sizilien schließlich der Schauplatz des Kampfes zwischen Rom und Karthago um die Beherrschung der Ökumene, und der fruchtbare hellenische Kulturboden wurde völlig verwüstet.

In der christlich-orthodoxen Welt ist eine gleiche Schar sogenannter Retter zu finden. Die Gestalten, welche uns hier begegnen, sind wohl sympathischer; aber ihre Wirkung war deshalb nicht größer. Im Hauptstamm der orthodoxen Christenheit haben wir den Kaiser Alexius Komnenus (1081 bis 1118 n.Chr.). Dieser riß mit der Unerschrockenheit eines David, der sein Lamm einem Löwen und einem Bären entriß, das oströmische Reich aus den Klauen der Normannen und der Seldschuken.

Und ein Jahrhundert später sehen wir, wie Theodor Laskaris nach der furchtbaren Katastrophe von 1204, einem Unglück, wie es die heilige Stadt Konstantins noch nie erlebt hatte, nicht an der Republik verzweifelte, sondern sich hinter den Mauern von Nizäa gegen die fränkischen Eroberer der Hauptstadt zur Wehr setzte. Aber alle Heldenhaftigkeit der Byzantiner war vergeblich, und die weitere Geschichte des oströmischen Reiches nahm einen tragischen Verlauf. Denn der französische Goliath, welcher auf dem Vierten Kreuzzug hindurchzog, teilte trotz allem nicht das Schicksal des normannischen Bären und des seldschukischen Löwen.

Allerdings schien die schließliche Wiedereroberung Konstantinopels durch Michael Paläologus eine Weile das Werk Theodor Laskaris' mit einem nachträglichen Erfolg gekrönt zu haben. Es erwies sich in der Folge aber, daß sie nur das Schicksal des oströmischen Reiches besiegelt hatte, indem sie den Osmanen den Weg von der asiatischen nach der europäischen Seite der Schwarzmeerengen wies.

147

In der Geschichte des russischen Seitenzweiges der christlich-orthodoxen Gesellschaft finden wir als Gegenstücke zu Alexius Komnenus und Theodor Laskaris **Alexander Newskij** (1252-1263 n. Chr.) und **Dmitrij Donskoi** (1362-1389).

Diese führten ihr Schwert für die Rettung der russischen Welt während ihrer besonderen »Zeit der Wirren« (etwa 1078-1478), indem sie sie gegen die gleichzeitigen Angriffe der heidnischen Litauer und der Deutschordensritter im Nordwesten und der mongolischen Nomaden im Südosten verteidigten. Diese russischen Helden der orthodoxen Christenheit waren glücklicher als die griechischen Helden derselben Zeit. Denn die Festung, die sie unter so widrigen Umständen tapfer hielten, sollte im nächsten Kapitel der Geschichte nicht in fremde Hände fallen. Doch waren auch Alexander und Dmitrij nicht erfolgreicher als Alexius und Theodor in der Erfüllung ihrer persönlichen Aufgabe, eine »Zeit der Wirren« zu Ende zu bringen.

Diese Retter mit dem Schwert, deren Los es war, in »Zeiten der Wirren« aufzutreten, sind Herakles vergleichbar und haben nichts von einem Zeus an sich. Die nächste Gruppe, die im geschichtlichen Zusammenhang auf sie folgt, wird dagegen von Übergangserscheinungen gebildet, die zwischen dem herkulischen und dem jovischen Typ stehen. Diese sind nicht davon befreit, die Arbeiten des Herkules zu verrichten; aber sie sind auch nicht dazu verurteilt, dies ohne Hoffnung auf die Belohnung Jupiters zu tun.

Diese jovischen Herkulesse oder herkulischen Jupiter sind die Vorläufer der erfolgreichen Begründer der Universalstaaten. Sie spielen die Rolle des Moses in seinem Verhältnis zu Josua, die des Ellas einem weltlichen Messias gegenüber oder die Johannes des Täufers in seiner Bezogenheit auf Christus — sofern die angeblichen Retter einer weltlichen Gesellschaft überhaupt mit den Boten eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, verglichen werden können. Einige dieser Vorläufer sterben, ohne den Jordan überschritten oder mehr vom Gelobten Land erhalten zu haben als einen Blick vom Berge Nebo. Anderen dagegen gelingt es, den Übergang zu erzwingen und die Standarte ihres Reiches zeitweilig auf dem ändern Ufer aufzupflanzen.

148

Aber diese kühnen Geister, die einen verfrühten Erfolg aus den Händen eines widerstrebenden Geschicks zu winden versuchen, müssen für ihre Verwegenheit eine Strafe erleiden, der diejenigen entgehen, welche ihr Schicksal erkennen und sich vor ihm beugen. Denn die Universalstaaten, welche sie vorzeitig gründen, stürzen wie Kartenhäuser ebenso schnell, wie sie errichtet worden sind, wieder ein. Und die verfrühte Arbeit dieser schlechten Baumeister findet ihren Platz in der Geschichte nur als ein Hintergrund, von dem sich das festgefügte Werk ihrer Nachfolger um so besser abhebt; denn diese machen das Unheil wieder gut, indem sie das eingestürzte Gebäude

neu aufbauen, und zwar aus Granit, und nicht aus Pappe.

In der hellenischen Geschichte spielt Marius die Rolle des Moses, der in der Wüste stirbt. Er ist es, welcher den Weg wies, den in der nächsten Generation Julius beschreiten sollte. Allerdings waren Marius' Versuche, eine Diktatur auf der Grundlage der Gleichheit aller zu errichten, zögernd und schwerfällig. Er vermochte nicht einmal Ordnung zu schaffen und verschlimmerte noch die schon bestehenden anarchischen Zustände. Im Hauptstamm der orthodoxen Christenheit hätte der Osmane Bajazet Jilderim beinahe die doppelte Leistung Mohammeds des Eroberers, Konstantinopel zu erobern und mit Karaman abzurechnen, vorweggenommen. Aber mitten in seinen Unternehmungen wurde der »Donnerer« durch den Angriff einer noch stärkeren Kriegsmacht unterbrochen.

Auf diese Vorhut, die das Gelobte Land wohl sieht, aber nie betritt, folgt eine zweite Reihe von Vorläufern, die das Ungeheuer der Anarchie zeitweilig bändigen, aber nicht so entscheidend, daß es nicht noch sein Haupt erheben oder seine Zähne zeigen könnte.

In der hellenischen Welt teilten sich Pompejus und Cäsar in die Aufgabe, die römische Anarchie in einen Zustand des Friedens überzuleiten; aber sie teilten sich auch in die Schuld, ihre Waffen gegeneinander gerichtet und dadurch das bereits Vollbrachte wieder zerstört zu haben. Die rivalisierenden Kriegsherren verurteilten eine Welt, die sie gemeinsam zu retten bestimmt waren, dazu, durch eine weitere Reihe von Bürgerkriegen aufgewühlt zu werden. Und der Sieger triumphierte nur, um wie Esau »verworfen« zu werden, »da er den Segen ererben wollte«, und »keinen Raum zur Buße« zu finden, »wiewohl er sie mit Tränen suchte«. Cäsar sühnte den Tod des Pompejus und den Tod Catos nicht durch seine berühmte Milde in der Zeit seiner scheinbaren Allmacht.

149

Der Totschläger, der sein Schwert von weiterem Gemetzel zurückgehalten hatte, mußte deshalb doch durch die Dolche besiegter Gegner sterben, deren Leben er geschont hatte. Und als Cäsar sein tragisches Ende fand, hinterließ er noch eine weitere Folge von Bürgerkriegen; das war sein ungewolltes Vermächtnis an eine bemitleidenswerte Welt, die er aufrichtig zu retten gewünscht hatte. Das Schwert hatte noch mehr Tribut an Leben und Glück zu fordern, bevor die Aufgabe, welche Cäsar und Pompejus so leichtfertig vernachlässigt hatten, schließlich von Cäsars

Adoptivsohn getreulich und gut durchgeführt wurde. Augustus gelang es, nachdem er den letzten seiner Gegner in der Schlacht bei Aktium niedergeworfen hatte, die aufgeblähten Heere, die ihm verblieben waren, zu demobilisieren.

In der syrischen Geschichte hat Divus Julius sein Gegenstück in Cyrus, der der vom Furor Assyriacus gepeitschten Welt die Pax Achaemenia brachte.

Cyrus beachtete zwar — wie erzählt wird — das Zeichen, das ihm Apollo vom Himmel sandte, und bereute die böse Absicht, die er gegen Krösus gehegt hatte. So sah er davon ab, seinen besiegten Gegner lebendig zu verbrennen, und nahm ihn statt dessen als vertrauten Ratgeber zu sich. Aber es war vergeblich. Nach dem Bericht Herodots verlor er, Jahre später, sein Leben dadurch, daß er nach einem schlechten Rat handelte, den ihm Krösus in gutem Glauben gegeben hatte. Das letzte Wort über Cyrus wurde von der Nomadenkönigin Tomyris gesprochen. Diese versprach, den unersättlichen Blutdurst des persischen Kriegsherrn zu stillen. Und sie machte ihre Drohung wahr, indem sie auf dem Schlachtfeld einen Weinschlauch mit dem Blute der Erschlagenen füllte und damit die Lippen des toten Cyrus besudelte. Auch ging Cyrus nicht allein durch die von ihm selbst erhobene Waffe zugrunde. Dem Tode des achämenidischen Staatengründers folgte der Zusammenbruch seines stattlichen Bauwerkes. Kambyses störte Cyrus' Pax Achaemenia, so wie Caligula und Nero Oktavians Pax Augusta gestört haben. Und Darius hatte Cyrus' zugrunde gerichtetes Werk wiederherzustellen, so wie Vespasian das des Augustus wiederhergestellt hat.

In derselben syrischen Welt ahmte mehr als tausend Jahre später der arabische Kriegsherr Omar die Blitzsiege des Cyrus nach und brachte das lange Zwischenspiel der hellenischen Überfremdung schließlich zu Ende.

150

Und der Eroberer von Jerusalem zeigte auch dieselbe Milde wie der von Sardes; aber nur, um einmal wieder zu zeigen, daß es für einen sogenannten Retter mit dem Schwert »keinen Raum zur Buße« gibt. Einmal wieder stürzte ein mit dem Schwerte errichtetes Gebäude ein, sobald der Schwertarm des Erbauers zur Ruhe gekommen war. Nach Omars Tode wurde sein Werk wie das des Cyrus zuerst schmachvoll zugrunde gerichtet und dann glänzend erneuert.

Allerdings wurden die Rollen des Kambyses und des Darius in der Geschichte des Kalifats beide, eine nach der ändern, von dem vielseitigen Genie eines einzigen

arabischen Staatsmannes gespielt. Moawija verurteilte eine Welt, die gerade durch die letzte Runde des ergebnislosen Kampfes zwischen Rom und Persien erschöpft war, kaltblütig dazu, auch weiterhin durch einen arabischen Bürgerkrieg verheert zu werden. Die Absicht, die der schlaue Omaijade dabei verfolgte, war die, die Erbschaft Mohammeds den unfähigen Händen des eigenen Vetters und Schwiegersohnes des Propheten zu entreißen.

Es gibt indessen noch eine dritte Reihe in unserer Gruppe der Vorläufer. Diese besteht aus Herkulessen, welche die Früchte ihrer Arbeit an Nachfolger weiterreichen, ohne sie jemals selbst zu kosten, aber auch, ohne daß es dabei zu einem Bruch oder Rückschlag kommt. In der babylonischen Welt brachte Nabopolassar (626-605 v. Chr.) sein Leben damit zu, daß er den Tod des assyrischen Tigers herbeiführte. Dadurch war es Nebukadnezar (605-562) möglich, unangefochten auf dem Thron des neubabylonischen Reiches zu sitzen, der nicht eher fest dastehen konnte, als bis Ninive in Schutt und Asche lag.

In den Augen des Historikers einer späteren Zeit, der die Gründer von Universalstaaten im Lichte ihrer Wirkungen sieht, erscheinen ihre jovischen Gestalten nicht so sehr verschieden von den herkulischen Gestalten ihrer Vorgänger. Aber vor den Augen eines zeitgenössischen Beobachters, der die Dinge nicht perspektivisch sehen kann, tut sich der ganze Unterschied auf, der zwischen Scheitern und Erfolg besteht. Die Begründer der Universalstaaten scheinen im Augenblick ihres Wirkens Glanzleistungen zu vollbringen und damit einen Erfolg zu erzielen, um den ihre Vorgänger mannhaft, aber vergeblich gerungen haben.

151

Dafür, daß dieser Erfolg ein wirklicher und nicht nur ein scheinbarer ist, zeugen nicht allein Leben und Taten des Gründers selbst — so beredt diese als Tatsachen auch sprechen mögen —, sondern entscheidend vor allem das Glück und Gedeihen ihrer Nachfolger. Salomos Herrlichkeit ist der sprechendste Beweis für die Tüchtigkeit Davids. Deshalb wollen wir unsere Betrachtung der Retter mit dem Schwert fortsetzen, indem wir diese Salomos, die in den Purpur hineingeboren werden, ins Auge fassen.

Die Schwerter dieser Porphyrogeneti sind trügerisch in den Falten eines Herrschermantels versteckt. Gelegentlich aber bekennen die Herrscher Farbe und zeigen die sonst verborgene Klinge. Wir werden sehen, daß dieser Selbstbetrug aus

Übermut und nicht aus äußerem Zwang geschieht. Ob die Rettung mit dem Schwert gelungen ist, muß sich an den Kindern erweisen, und zwar gleich in der Generation eines Salomo oder nie im ganzen weiteren Verlauf der Auflösung einer Kultur. So wollen wir denn unsere Salomos jetzt näher betrachten.

Die Regierungszeiten dieser Salomos machen jene verhältnismäßig glücklichen Perioden eines wenn auch unvollständigen Friedens aus, die wie »Goldene Zeitalter« aussehen; aber nur wenn wir unsern Blick auf die Lebenszeit der Universalstaaten, von denen sie einen Teil bilden, beschränken. Sobald wir aber unsern Gesichtskreis erweitern und die ganze Lebensdauer einbeziehen, in deren Geschichte das Kommen und Gehen eines Universalstaates nur ein einzelnes Ereignis im Ablauf ihrer Auflösung ist, dann sehen wir, daß diese scheinbaren »Goldenen Zeitalter« in Wirklichkeit nur Nachsommer sind. Eine genaue Betrachtung dieser geschichtlichen Erscheinung wird zwei hervorstechende Merkmale deutlich werden lassen: eine auffällige Gleichartigkeit des Charakters und eine ebenso auffällige Ungleichheit der Dauer.

Der hellenische »Nachsommer« begann mit dem Regierungsantritt des Kaisers Nerva im Jahre 96 n.Chr. und endete mit dem Tode des Kaisers Mark Aurel im Jahre 180. Diese 84 Jahre machen nicht viel weniger als ein Viertel der Gesamtdauer der Pax Romana aus; dabei lassen wir diese nach der üblichen Chronologie, welche bei den großen Ereignissen des politischen Geschehens ihre Abgrenzungen vornimmt, 31 v.Chr., unmittelbar nach der Schlacht bei Aktium, beginnen und bis zum Tage der Schlacht bei Adrianopel im Jahre 378 n.Chr. dauern.

152

In der Geschichte der ägyptischen Gesellschaft dauerte der »Nachsommer« des Neuen Reiches länger: von der Thronbesteigung Thutmosis' I. um 1545 v.Chr. bis zum Tode Amenhoteps III. im Jahre 1376 v.Chr. Beide Nachsommer wurden in ihrer Länge von dem des Mittleren Reiches übertroffen, welches der ursprüngliche ägyptische Universalstaat war. Denn dieser erste ägyptische »Nachsommer« ist ungefähr die Zeit der 12. Dynastie, die etwa von 2000-1788 v.Chr. herrschte. Und selbst wenn wir den Winter mit dem Tode Amenemhets III. im Jahre 1801 anfangen lassen, macht die Zeit des Sonnenscheins noch die Hälfte der ganzen Dauer der Pax Thebana aus, die im ganzen etwa vier Jahrhunderte währte, wenn man die Thronbesteigung Mentuhoteps, etwa 2070-2060 v.Chr., als ihren Beginn und den Hyksoseinfall, um 1660 v.Chr., als ihr Ende annimmt.

Diese »Nachsommer«, welche mehrere aufeinanderfolgende Regierungszeiten und in wenigstens einem Fall fast die ganze Periode einer Dynastie umfassen, sind in ihrer Länge auffällig verschieden von ändern »Nachsommern«, die zwar ebenfalls echte Beispiele derselben sozialen Erscheinung sind, aber die Regierungszeit eines einzelnen Herrschers, mit dessen Namen sie gleichgesetzt werden, nicht überdauert haben. jln der Geschichte des arabischen Kalifats ist der gefeierte Nachsommer die Regierungszeit Harun al Raschids (786-809 n.Chr.). Diese erstrahlt deshalb in so hellem Glanz, weil sie sich wie ein Lichtfleck von einem tiefdunklen Hintergrund abhebt. Denn der abbasidische Kalif, der die gereiften Früchte der Arbeit einer langen Reihe omaijadischer Vorgänger ernten konnte, folgte auf eine Anarchie, während derer seine abbandischen Vorgänger das Kalifat aus den Händen der Omaijaden wanden; und seiner Regierungszeit folgte wiederum eine Katastrophe, in der seine Nachfolger in eine demütigende Abhängigkeit von ihrer eigenen türkischen Leibwache gerieten.

Im Hauptstamm der orthodoxen Christenheit brachte die Pax Ottomanica ihren »Nachsommer« in der Regierungszeit Suleimans des Prächtigen (1520-1566 n. Chr.). Dieser Osmanenfürst eiferte im wirklichen Leben der legendären Herrlichkeit seines davidschen Namensvetters nach. Und seine abendländischen Zeitgenossen bewunderten, wie die Konigin von Saba am ersten, an diesem späten Salomo die Ausdehnung seines Herrschaftsbereichs, den Überfluß seines Reichtums und die Pracht seiner Bauwerke.

153

Aber auch in ihnen ist nicht mehr Geist. Und den Fluch, den der biblische Salomo auf sich lud, brachte auch Suleiman über sich. »Darum sprach der Herr zu Salomo: Weil solches bei dir geschehen ist, und hast meinen Bund und meine Gebote nicht gehalten, die ich dir geboten habe, so will ich auch das Königreich von dir reißen und deinem Knecht geben.« Suleiman der Prächtige untergrub die soziale Ordnung der Osmanen. Er war der erste Padischah, der die Grundregel der Sklavengarde durchbrach, daß sie sich aus den Söhnen von Ungläubigen rekrutieren mußte, und daß freie Moslems ex officio religionis von der Anwerbung ausgeschlossen waren.

Dadurch, daß er die Aufnahme von Janitscharensöhnen unter die Adschem-Oghlans duldete, öffnete Suleiman die Schleusen zu einer verhängnisvollen Überflutung des Janitscharenkorps. Und in der auf diese Weise selbst verschuldeten Katastrophe ging die Herrschaft vom Osmanenpadischah an seine »Menschenherden«, die Rajah, über.

Wenn wir jetzt unsern Blick vom Hauptstamm der orthodoxen Christenheit weg auf ihren Seitenzweig in Rußland richten, werden wir im ersten Augenblick zögern, das Gegenstück Suleimans des Prächtigen in seinem Zeitgenossen **Iwan dem Schrecklichen** zu erkennen.

Sind eine Schreckensherrschaft und ein Nachsommer miteinander vereinbar? Die beiden Gesellschaftsformen erscheinen uns so gegensätzlich und einander widersprechend, daß wir uns fragen, ob es möglich ist, daß sie gleichzeitig an einem Ort bestehen können. Aber eine Reihe von Leistungen, die Iwan der Schreckliche vollbrachte, zwingen uns zuzugeben, daß seine Regierung eine Art Nachsommer war. Denn er war der erste Moskowiterfürst, der Titel und Lebensstil eines oströmischen Kaisers annahm. Und diese Kühnheit rechtfertigte er dadurch, daß er Kasan und Astrachan eroberte und sich den Zugang zum Weißen Meer und nach Sibirien öffnete. Das war gewiß ein »Nachsommer«, wenn auch mit Gewitterluft.

Und diese Auffassung von der Regierung Iwans des Schrecklichen wird durch das, was auf sie folgte, bestätigt. Noch vor dem Tode des Kaisers fiel ein dunkler Schatten auf seine von unheimlichem Sonnenlicht beleuchtete Regierungszeit, und zwar durch den unglücklichen Ausgang eines Krieges, den er führte, um einen Zugang zur Ostsee zu gewinnen.

154

Dieser Krieg zog sich noch länger hin als der, den später Peter der Große zu demselben Zweck führte; im Gegensatz zu Peters glänzendem Erfolg endete er aber mit einem kläglichen Mißerfolg. Und als Iwan gegangen war, um Rechenschaft abzulegen, wurde der Staat, den er hinterließ, bald von schweren Schicksalsschlägen getroffen. Das Jahr 1598 sah das Erlöschen des Hauses Rurik, und die Zeit von 1604-1613 erlebte einen Zusammenbruch des christlich-orthodoxen Universalstaates, von dem sich dieser erst unter Peter dem Großen ganz erholte.

Wenn wir jetzt auf die Reihe unserer Nachsommer zurückblicken, welche länger als eine einzelne Regierungszeit gedauert haben, werden wir feststellen, daß auch diese bei all ihrer Dauerhaftigkeit schließlich dem Ansturm des Winters erlagen. In der hellenischen Welt folgte auf Mark Aurel ein Commodus und auf Alexander Severus die »Dreißig Tyrannen«. In der ägyptischen Welt des Neuen Reiches folgte auf Amenhotep III. Amenhotep IV., der sich unter dem selbstgewählten Namen Edhnaton

bekannt gemacht hat. Im Mittleren Reich wich die lange Reihe majestätisch abwechselnder Amenemhets und Sesostrisse schließlich einer Dynastie, in der nicht weniger als 13 kurzlebige Herrscher innerhalb der kurzen Zeitspanne von einem Vierteljahrhundert den Thron bestiegen und wieder verloren.

Unsere Betrachtung der »Nachsommer« hat uns also, so will es scheinen, zu der Erkenntnis geführt, daß Taten und Schicksale der Salomos die Behauptung, daß das Schwert in ein Werkzeug des Friedens umgewandelt werden könne, nicht bestätigen, sondern im Gegenteil ganz entschieden widerlegen. Denn wir haben gesehen, daß ein Nachsommer, einerlei ob er die Zeit einer ganzen Dynastie erlebt oder innerhalb der kürzeren Spanne einer einzelnen Regierungszeit kommt und geht, auf jeden Fall etwas Vorübergehendes ist. Die Herrlichkeit Salomos verblaßt wieder. Und wenn Salomo versagt, dann haben David — und seine Vorläufer — ihr Schwert umsonst geführt.

Die Wahrheit scheint zu sein, daß ein Schwert, das einmal Blut getrunken hat, nicht dauernd daran gehindert werden kann, aufs neue Blut zu trinken; so wie ein Tiger, der einmal Menschenfleisch geschmeckt hat, nicht davon abgehalten werden kann, sich diesen Genuß immer wieder zu verschaffen. Der menschenfressende Tiger ist ohne Zweifel dem Tode verfallen; entgeht er der Kugel, so wird er an der Räude sterben.

155

Aber wenn der Tiger auch sein Schicksal voraussehen könnte, würde er wahrscheinlich nicht fähig sein, die verzehrende Gier, die sein erster Genuß von Menschenfleisch in ihm wachgerufen hat, wieder zu unterdrücken. Und so ist es auch mit einer Gesellschaft, die einmal das Heil mit dem Schwert gesucht hat. Ihre Führer mögen ihr blutiges Handwerk bereuen. Sie mögen ihre Feinde schonen, wie Cäsar, und ihre Heere entlassen, wie Augustus.

Und wenn sie ihr Schwert reuig verbergen, mögen sie in gutem Glauben entschlossen sein, es niemals wieder zu ziehen, es sei denn zu dem sicherlich wohltätigen und deshalb erlaubten Zweck, den Frieden gegen Störenfriede, die sich innerhalb der Grenzen ihres eben gegründeten Universalstaates noch auf freiem Fuß befinden, oder gegen widerspenstige Barbaren in der Finsternis außerhalb seiner Grenzen zu behaupten. Sie mögen diesen Entschluß mit einem Eid bekräftigen und durch eine Teufelsaustreibung verstärken; auch eine Zeitlang den Anschein erwecken, als sei ihnen der fromme Gewaltstreich gelungen, dem Morden Einhalt zu gebieten, ja, das grausige Mittel einem guten Zweck dienstbar zu machen. Und wenn ihre ansehnliche

Pax Oecumenica auch dreißig, hundert oder zweihundert Jahre, von verhüllten Schwertern gestützt, besteht: einmal wird die Zeit doch das Werk der Retter mit dem Schwert vernichten.

Die Zeit arbeitet in der Tat von Anfang an gegen die unglücklichen Reichsgründer; denn Schwertklingen sind eine unbeständige Grundlage. Offen oder verdeckt, diese blutbefleckten Waffen bleiben ihrem unheimlichen Karma verhaftet. Und das bedeutet, daß sie sich nie in leblose Grundsteine verwandeln können. Sie rühren sich immer wieder. Wie aus einer Drachensaat geht aus ihnen eine neue Schar tötender und sterbender Gladiatoren hervor. Unter der heiteren Maske einer mühelos ausgeübten Herrschaft kämpft der Weltfrieden eines Universalstaates die ganze Zeit seines Bestehens über einen verzweifelten und aussichtslosen Kampf gegen den unbeschworenen bösen Geist der Gewalt in seinem Innern. Wir können diesen Seelenkampf in seiner äußeren Erscheinungsform als Konflikt politischer Ideen und Kräfte feststellen.

Kann es dem jovischen Beherrscher eines Universalstaates je gelingen, jene unersättliche Gier nach weiteren Eroberungen, die Cyrus so verhängnisvoll war, zu unterdrücken?

156

Und wenn er schon der Versuchung, die Übermütigen zu bekriegen, nicht widerstehen kann, kann er es dann wenigstens so weit bringen, daß er nach dem Ratschlag Virgils die Unterworfenen schont? Wenn wir Jupiters Taten in diesen beiden Punkten prüfen, werden wir sehen, daß es ihm selten gelingt, lange nach seinen eigenen guten Vorsätzen zu leben.

In der Geschichte des hellenischen Universalstaates gab der Gründer selbst seinen Nachfolgern ein praktisches Beispiel der Mäßigung, indem er den Versuch aufgab, die römische Grenze bis an die Elbe vorzutragen. Später hinterließ er ihnen dann den berühmten Rat, sich damit zu begnügen, die bestehenden Grenzen des Reiches zu halten, ohne zu versuchen, sie weiter auszudehnen. Strabo hat in seinem Bericht über die fortwährende Streitfrage, ob diese Regel des Augustus für Britannien eine Ausnahme zuließe, den Standpunkt des Kaisers beleuchtet.

Die Regel wurde in diesem Falle schließlich verletzt, und anscheinend, ohne daß eine Strafe darauf folgte. Trajan zeigte jedoch später, daß Augustus' Einstellung vernünftig

gewesen war. Er wagte es nämlich, völlig mit der Regel zu brechen, und versuchte, Crassus', Cäsars und Antonius' Pläne einer Eroberung des Partherreiches zu verwirklichen. Aber der Preis, der für das zeitweilige Vorrücken vom diesseitigen Ufer des Euphrat bis an den Fuß des Zagros und den Nordrand des Persischen Meerbusens bezahlt werden mußte, war eine untragbare Beanspruchung der Geldmittel und des Menschenpotentials des Reiches.

Es brachen Aufstände aus, und zwar nicht nur unter den Augen der Eroberer in den gerade hinzugewonnenen Gebieten, sondern auch unter der jüdischen Diaspora in den schon länger zum Reich gehörenden Gebieten in ihrem Rücken. Der klare Himmel des beginnenden hellenischen Nachsommers bewölkte sich zeitweilig. Und Trajans Nachfolger Hadrian mußte all seine Klugheit und Geschicklichkeit aufwenden, um das Vermächtnis, das ihm Trajans Schwert hinterlassen hatte, zu liquidieren. Hadrian gab die von seinem Vorgänger jenseits des Euphrat eroberten Gebiete alsbald wieder auf; aber er konnte nur den territorialen, nicht auch den politischen Status quo ante bellum wiederherstellen. Trajans aggressives Vorgehen machte einen tieferen Eindruck auf die Gemüter in der syrischen Welt jenseits des Euphrat als Hadrians entgegengesetzte Haltung.

157

Von dieser Zeit an bereitete sich hier ein Wechsel der Stimmung vor, der noch durch wiederholtes Zurückgreifen der Römer auf das Schwert begünstigt wurde. Schon im 2. Jahrhundert v.Chr. war es gelungen, in heftigem Gegenangriff den hellenischen Eindringling aus den von ihm in Iran und im Irak eingenommenen Stellungen wieder zu vertreiben. Aber später, als Augustus im Jahre 20 v.Chr. einen »ehrenhaften Frieden« zwischen Römern und Parthern geschlossen hatte, waren die Verhältnisse wieder in der Schwebe gewesen. Jetzt wirkte sich schließlich das Eingreifen Trajans in einer aufsehenerregenden Umwälzung aus. An die Stelle des Arsazidenkömgs Artabanus trat der Sasanidenkönig Ardaschir, und in der Folge dieses Ereignisses kam es zu einem neuen Gegenangriff. Unter dem zweiten Sasanidenpadischah kam es 260 n.Chr. zur Vergeltung für Trajans Durchbrechung der augusteischer! Regel in den Jahren 113-17, und die Katastrophe, in die die Parther die römischen Waffen 53 v.Chr. gestürzt hatten, wiederholte sich.

In der ägyptischen Geschichte sehen wir, daß das Schwert, welches von Amosis (1580-1558 v.Chr.) in einem Befreiungskrieg gezogen und von Thutmosis I. (1545-1514) in einem Vergeltungskrieg geführt worden war, von der Kaiserin Hatschepsut

(1501-1479) absichtlich in die Scheide gesteckt wurde — nur damit es von Thutmosis III. (1479-1447) mutwillig wieder gezogen und geschwungen wurde, sobald es ihr der Tod aus der Hand nahm. Das Karma des Militarismus, der in den nächsten hundert Jahren (1479-1376) die Politik des Neuen Reiches bestimmte, konnte auch von Echnaton nicht aufgehoben werden, der sich mit Leidenschaft von der Politik abkehrte, welche er von vier Vorgängern ererbt hatte. Ebensowenig konnte Naboned die göttliche Vergeltung für Nebukadnezars Militarismus dadurch abwenden, daß er auf den kindischen Einfall kam, vor der unliebsamen Wirklichkeit seiner kaiserlichen Erbschaft die Augen zu schließen und in archäologischen Liebhabereien seine Gedanken von den Staatsgeschäften abzulenken.

In der Geschichte der osmanischen Macht beschränkte Mohammed der Eroberer (1451-1481 n.Chr.) bewußt seine ehrgeizigen Absichten auf das Unternehmen, seine Pax Ottomanica, in nicht mehr und nicht weniger als dem alten Gebiet der orthodoxen Christenheit (ohne ihren Seitenzweig in Rußland) aufzurichten. Und er widerstand allen Versuchungen, auf die angrenzenden Gebiete der abendländischen Christenheit und der iranischen Welt überzugreifen.

158

Aber sein Nachfolger Selim der Grausame (1512-1520) brach — teilweise ohne Zweifel durch Angriffe des Schahs Ismail Saffi dazu gezwungen — in Asien mit der Maßregel, die Mohammed, sich selbst verleugnend, getroffen hatte. Selims Nachfolger Suleiman (1520-1566) machte sogar den weiteren Fehler — der sich schließlich als noch verhängnisvoller erweisen sollte, und den er nicht wie Selim durch einen Hinweis auf höhere Gewalt entschuldigen konnte —, auch in Europa mit der Maßregel Mohammeds zu brechen. In der Folge wurde die osmanische Macht durch dauernde Kriege an zwei Fronten gegen Gegner, die sie wiederholt im Felde schlagen, aber nicht vernichten konnte, bald wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben.

Dieses unkluge Verhalten Selims und Suleimans wirkte stark auf die Staatskunst der Hohen Pforte ein; und nicht einmal der Zusammenbruch, welcher auf Suleimans Tod folgte, bewirkte eine Umkehr zur Mäßigkeit im Sinne Mohammeds. Sobald die verschwendete Kraft des osmanischen Reiches durch die Staatskunst der Köprilis wiederhergestellt worden war, wurde sie von Kara Mustapha in einem neuen Angriffskrieg gegen die Franken wieder verausgabt, welcher die osmanische Grenze bis an den Rhein vortragen sollte. Obwohl er dieses Ziel nie zu sehen bekam, ahmte

Kara Mustapha doch Suleiman den Prächtigen darin nach, daß er ebenfalls Wien belagerte.

Aber 1682-1683 erwies sich wie 1529 der Buckel des Rückenschildes der abendländischen Christenheit an der Donau als so hart, daß die Waffen der Osmanen daran abprallten. Und dieses zweite Mal versagten die Osmanen vor Wien nicht, ohne dafür bestraft zu werden. Die zweite Belagerung Wiens rief nämlich einen abendländischen Gegenangriff hervor, der ohne ernste Unterbrechung von 1683 bis 1922 andauerte und nicht eher aufhörte, als bis die Osmanen ihr Reich verloren hatten und außerdem noch gezwungen waren, auch auf die iranische Kultur ihrer Vorfahren zu verzichten, um nur wenigstens im Besitz ihres Kerngebietes in Kleinasien zu bleiben.

Indem Kara Mustapha so, wie Suleiman vor ihm, in der abendländischen Christenheit in ein Hornissennest stach, beging er den klassischen Fehler von Darius' Nachfolger Xerxes.

159 / 160

Dieser führte einen Angriffskrieg gegen das Kerngebiet Griechenlands auf dem europäischen Festlande. Der dadurch hervorgerufene hellenische Gegenangriff entriß dem Achämenidenreich alsbald den griechischen Rand seiner asiatischen Gebiete und führte schließlich zur Zerstörung des ganzen Reiches. Denn das Werk, welches die Seemacht Athen unter der Führung des Themistokles begonnen hatte, wurde von der Landmacht Mazedonien unter Alexander wieder aufgenommen und vollendet.

Es zeigt sich also, daß die Beherrscher von Universalstaaten in Hinsicht auf ihr Verhalten gegenüber Völkern jenseits der Grenzen ihres Reiches nur in recht geringem Grade dazu fähig sind, ihr Schwert in die Scheide zu stecken. Es verbleibt uns nun noch die zweite Aufgabe, festzustellen, inwieweit sie zur Toleranz gegenüber fremden Bevölkerungsteilen, die bereits unter ihrer gepriesenen Pax Oecumenica leben, fähig sind. Wir werden sehen, daß sich Jupiter bei dieser zweiten Prüfung als wenig besser erweisen wird, obwohl es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte, daß die für Reichsgründer charakteristische Anpassungsfähigkeit ihnen die Duldsamkeit leicht macht.

Die römische kaiserliche Regierung zum Beispiel entschloß sich, das Judentum zu dulden, und blieb bei diesem Entschluß trotz ernster und wiederholter Herausforderungen seitens der Juden. Aber die Langmut hatte doch eine Grenze. Das zeigte sich bei der schwierigen Frage, welche Haltung gegenüber einer jüdischen Ketzerei einzunehmen sei, die sich das Ziel gesetzt hatte, die hellenische Welt zu bekehren. Diese Ketzer wurden nämlich von der Duldung ausgeschlossen.

Beim allerersten Zusammenstoß zwischen den römischen Behörden und der christlichen Kirche tat die kaiserliche Regierung den außergewöhnlichen Schritt, das Bekenntnis zum Christentum zum Staatsverbrechen zu erklären. Und diese Erklärung eines Krieges bis zum äußersten war die einzige von Neros grausamen Regierungshandlungen, welche von seinen Nachfolgern auf dem Kaiserthron nicht rückgängig gemacht wurde.

Der Grund für die Ächtung des Christentums als Religio non licita von selten der Herrscher des hellenischen Universalstaates ist ebenso bedeutsam wie ihre Folgen. Was der kaiserlichen Regierung am Christentum unerträglich war, war die Weigerung seiner Bekenner, dem Staate das Recht zuzubilligen, gegen seine Untertanen Gewissenszwang auszuüben.

160

Die Christen bestritten das Vorrecht des Schwertes. Und die Waffe, die Augustus glücklich in die Scheide gebracht hatte, kam zur Verteidigung ihrer laesa majestas wieder daraus hervorgeschossen wie eine Schlange aus ihrem Loch, um diesmal eine geistige Macht zu bekriegen, welche niemals durch die Schläge einer weltlichen Waffe besiegt werden konnte. Weit davon entfernt, die Verbreitung des Christentums zu behindern, erwiesen sich die Martyrien als das wirksamste Mittel zur Bekehrung. Und der schließliche Sieg des Geistes der christlichen Märtyrer über die Klinge der römischen Herrscher veranlaßte Tertullian, sich triumphierend und herausfordernd dessen zu rühmen, daß Christenblut eine Saat sei.

Wie die römische hatte auch die achämenidische Regierung den Grundsatz, mit der Zustimmung der Untertanen zu herrschen. Aber auch ihr gelang es nur teilweise, diese Politik in der Praxis durchzuführen. Sie konnte zwar die Phönizier und die Juden für eine loyale Haltung gegenüber der Staatsgewalt gewinnen; doch blieb es ihr versagt, auf die Dauer sowohl die Babylonier als auch die Ägypter zu versöhnen. Großmütig vergab Kambyses den Einwohnern von Tyrus ihre Weigerung, gegen ihre

karthagischen Verwandten Kriegsdienste zu leisten, und ebenso großzügig verzieh Darius den Juden Serubabels verfrühten Hochverratsversuch. Das genügte, um die beiden syrischen Völker in der Treue zu bestärken, welche sie dem Großkönig zu halten geneigt waren, dessen Schwert sie in dem einen Fall von babylonischen Unterdrückern und im andern von griechischen Nebenbuhlern befreit hatte.

Aber die Versöhnung der babylonischen Priesterschaft durch Cyrus und die der ägyptischen durch Darius waren »Gewaltstreiche« ohne dauernde Wirkung. Weder taktvolle Behandlung noch Schmeicheleien konnten die Erben der babylonischen und der ägyptischen Kultur auf die Dauer mit einer fremden Herrschaft aussöhnen. Und beide erhoben sich so lange immer wieder, bis Babylon von Xerxes, und Ägypten von Ochus völlig zu Boden geworfen wurde.

Die Osmanen hatten keinen besseren Erfolg mit der Versöhnung ihrer Rajah — trotz der sehr weitgehenden Autonomie, die sie ihnen im Millet-System einräumten. Dieses System war de jure allerdings recht großzügig, wurde aber durch das anmaßende Wesen der beteiligten Personen bei seiner Durchführung de facto stark beeinträchtigt.
161

Die osmanische Regierung war niemals ganz dazu imstande, die Herzen der Rajah für sich zu gewinnen. Und sobald eine Reihe von Rückschlägen im Kriegsglück der Osmanen den Rajah Gelegenheiten zu verräterischen Handlungen gab, ließen sie ihre Untreue in einer für den Staat recht gefährlichen Weise in Erscheinung treten. Das gab den Nachfolgern <Selims des Grausamen> Grund zu bedauern, daß dieser rücksichtslose Mann der Tat sich — vorausgesetzt, daß die Geschichte wahr ist — durch die gemeinsamen Bemühungen seines Großwesirs Piri Pascha und seines Scheichs ul Islam Dschemali davon hatte abhalten lassen, einen Plan zur Ausrottung der ganzen christlich-orthodoxen Mehrheit seiner Untertanen auszuführen. Eine Minderheit imamitischer Schiiten hat er in der Tat ausgerottet.

Was den Scheich Dschemali veranlaßte, sich — wie wir sahen, mit Erfolg — darum zu bemühen, Sultan Selim von seinem entsetzlichen Vorhaben abzubringen, war nicht nur sein persönliches Gefühl, seine Menschlichkeit, sondern die Bestimmungen des islamischen kanonischen Rechts, dessen Wahrung die Berufspflicht des Scheichs war. Das Scheriah-Gesetz forderte vom Beherrscher der Gläubigen oder seinem Stellvertreter, Nichtmoslems, die »Schriftbesitzer« waren, zu schonen, wenn sie es unterließen, dem Schwert des Islam mit Waffengewalt zu widerstehen, und sich

verpflichteten, den mosleminischen Behörden zu gehorchen und eine Sondersteuer zu entrichten, und solange sie diese Verpflichtungen einhielten.

Dies war allerdings ein Grundsatz, den die primitiven arabisch-mosleminischen Reichsgründer befolgt hatten. Und die Tatsache, daß sie ihn hatten und befolgten, ist einer der Gründe für die erstaunliche Schnelligkeit, mit der sie ihr Werk vollendeten. Sobald sie von ihren ersten Raubzügen zu dauerhaften Eroberungen in großem Maßstab übergingen, griff der Kalif Omar ein und schützte die Bevölkerung in den eroberten Gebieten gegen Ausplünderung und sogar gegen die Rechte der arabisch-mosleminischen Soldateska. Den dritten Kalifen, Othman, kostete sein Festhalten an der Politik Omars das Leben. Auch die Omaijaden erwiesen sich in dieser Hinsicht als würdige Nachfolger der vier »Rechtgeführten«.

162 / 163

Moawija gab ein Beispiel der Toleranz; dem nicht nur die späteren Omaijaden, sondern auch die ersten Abbasiden folgten. Unter den späteren Abbasiden kam es jedoch zu wenig rühmlichen Wutausbrüchen des Pöbels gegen die christlichen Untertanen des Kalifats, welche inzwischen infolge von Massenübertritten zum Islam von der Mehrheit der Bevölkerung zu einer Minderheit zusammengeschrumpft waren. Diese Massenbekehrung kündete den Zusammenbruch des Universalstaates und den Beginn eines sozialen Interregnums an.

Unsere Übersicht hat uns die selbstmörderische Aufdringlichkeit eines Schwertes gezeigt, das in die Scheide gesteckt worden ist, nachdem es einmal Blut geleckt hat. Die befleckte Waffe wird nicht in ihrer Scheide bleiben, sondern immer das Gelüst haben, wieder herauszuspringen — als ob der von seinem Körper losgelöste Geist des sogenannten Retters, der zuerst zu diesem unheilvollen Werkzeug seine Zuflucht nahm, jetzt keine Ruhe finden könnte, bis seine Sünde, das Heil auf dem Wege des Verbrechens gesucht zu haben, eben durch die Tätigkeit der Waffe, welche er einst in verkehrter Weise gebraucht hatte, gesühnt worden ist.

Ein Werkzeug, das nicht imstande ist zu retten, kann doch fähig sein zu bestrafen; das reumütig in die Scheide gesteckte Schwert wird immer noch danach dürsten, diese verwandte Aufgabe zu erfüllen. Und wenn die Zeit sein Verbündeter ist, wird es schließlich den Weg dazu finden. Wenn die Zeit erfüllt ist, wird der Schlachtenlärm, der sich an den Rand des Kulturbereichs verzogen hat und fast nicht mehr vernehmlich ist, mit der Vorhut barbarischer Kriegerscharen zurückkehren, die in der

guten Schule eines beständigen Grenzkrieges von der Besatzung des »Limes« die Kunstgriffe des Berufsheeres gelernt und nun die Oberhand über dieses gewonnen haben.

Oder — was noch schrecklicher ist — der furchtbare Laut wird in einer Erhebung des inneren Proletariats wiederkehren, das noch einmal kriegerisch geworden ist — zum Entsetzen der herrschenden Minderheit, die sich in dem Gedanken gewiegt hat, daß dies profanum vulgus längst durch Einschüchterung oder Schmeicheleien zu dauernder Unterwürfigkeit gebracht worden sei. Die Gespenster des Krieges und des Aufruhrs, die schon zur Sage geworden sind, gehen jetzt wieder wie einst im hellen Tageslicht um. Und eine Bourgeoisie, die noch nie zuvor gesehen hat, wie Blut vergossen wird, richtet jetzt in Eile Ringmauern um ihre offenen Städte auf.

Als Material muß alles dienen, was gerade zur Hand ist: verstümmelte Standbilder, entweihte Altäre, herumliegende Kapitelle gestürzter Säulen und Marmortafeln mit Inschriften, die man schnell von öffentlichen Denkmälern reißt, um die sich niemand mehr kümmert. Diese friedlichen Inschriften haben jetzt ihren Sinn verloren. Die Zeit des »Nachsommers« ist vorbei, und die »Zeit der Wirren« ist zurückgekehrt. Und dieses furchtbare Unheil kommt über ein Geschlecht, das in dem trügerischen Glauben großgeworden ist, daß die bösen Zeiten von ehedem für immer vorüber seien!

163-164

Ende